

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 8 (1918)
Heft: 38

Artikel: Die Pforte der Freiheit [Fortsetzung]
Autor: Marti, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641110>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 38 — 1918

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

21. September

Land im Herbst.

Von Gottfried Keller.

Die alte Heimat seh' ich wieder,
Gehüllt in herbftlich feuchten Duft;
Es träufelt von den Bäumen nieder,
Und weithin dämmert grau die Luft.

Und grau ragt eine Klur im grauen,
Drauf geht ein Mann mit weitem Schritt
Und streut, ein Schatten nur zu schauen,
Ein graues Zeug, wohin er tritt.

Ist es der Geist verscholl'ner Ahnen,
Der kaum erstritt'nes Land besät,
Indes zu Seiten seiner Bahnen
Der Speer in brauner Erde steht?

Der aus vom Kampf noch blut'gen Händen
Die Körner in die Furche wirft,
So mit dem Pflug von End zu Enden
Ein jüngst vertriebnes Volk geschürt!

Nein, den Genossen meines Blutes
Erkenn' ich, da ich ihm genah,
Der langsam schreitend, schweren Mutes
Die Klur bestäubt mit Aschensaat.

Die müde Scholle neu zu stärken
Läßt er den toten Staub verweh'n;
So seh' ich ihn in seinen Werken
Gedankenvoll und einsam geh'n.

Grau ist der Schuh an seinem Fuße,
Grau Hut und Kleid, wie Luft und Land.
Nun reicht er mir die Hand zum Gruße
Und färbt mit Asche mir die Hand.

Das alte Lied, wo ich auch bliebe,
Von Mühsaal und Vergänglichkeit!
Ein wenig Freiheit, wenig Liebe,
Und um das Wie der arme Streit!

Wohl hör' ich grüne Halme flüstern
Und ahne froher Lenze Licht,
Wohl blinkt ein Sichelglanz im Düstern,
Doch binden wir die Garben nicht!

Wir dürfen selbst das Korn nicht messen,
Das wir geät aus toter Hand;

Wir geh'n und werden bald vergessen
Und un're Asche fliegt im Land!

Die Pforte der Freiheit.

Erzählung von Ernst Marti.

3

5.

Im Glaste der Sonne lagen die Terrassengärten des schloßähnlich gebauten Landsitzes Lindenbrunnen. Wo einst ein Herrschaftsgärtner seines Amtes gewaltet hatte, da rührte sich jetzt die kleine Arbeitsgemeinschaft der entlassenen Sträflinge.

Zwei trugen einen Wasserbottich, zwei schritten mit Gießkannen den Erdbeerrabatten entlang. Hans Buchholz ramnte sachverständig und mit kräftigen Griffen Bohnensteden in den schon ordentlich trockenen und harten Grund. Sandreihung tat ein etwas unbeholfener Greis, dessen Hände bei jeder Bewegung zu zittern anfangen.

Aermlich war die Gewandung dieser Männer, aber frei von der verräterischen Einförmigkeit der Sträflingstracht. Hier durfte jeder kleinen Liebhabereien und Eitelkeiten fröhnen.

In einem Beete stand, um Unkraut auszuraufen, ein schlanker, sehniger Bursche. Der hielt darauf, das schwarze lockige Haar in die Stirn zu kämmen, um die Linden trug

er mit würdevollem Stolze eine knallrote Schärpe. Am Brunnen hantierte ein ehemaliger Mehrgeselle, der durch einen Kaufhandel ins Unglück gekommen war. Dem bereitete es Vergnügen, die Hemdärmel möglichst hoch aufzukrempeln und den prallen, tätowierten Oberarm sehen zu lassen.

Der Garten war von einer ganz niedern, mit Efeu bekleideten Mauer umgeben. Die Pforte stand den ganzen Tag über weit offen. Wer Fluchtgedanken hatte, den hinderte nichts an der Ausführung. Und doch war es ein seltenes Ereignis, daß sich einer davonmachte.

Ein Gesprächlein, auch während der Arbeit, war nicht verpönt. Beobachtungen über das Wetter und den Wuchs der Pflanzen wurden ausgetauscht. Raupen und Unkraut mußten ein hartes Gericht, das sich zuerst in Worten, dann in der Tat äußerte, über sich ergehen lassen. Einige fühlten besondere Berufung, ihre Kameraden zu belehren und zu meistern. Andere wiederum ergingen sich in Berechnungen über den Ertrag und lebten wohl an dem Gedanken, daß

der Garten etwas abwerfe. Auch die Frage, was der nächste Mittagstisch bringen möchte, wurde nicht verschmäht.

So lebten alle in einer gesunden Weise dem Heute; sie sorgten sich wenig um die Zukunft, sie sprachen fast nie von dem, was hinter einem jeden von ihnen lag.

Selbst der Greis mit den zitternden Händen kannte nichts von der Freude der Betagten, vergangene Dinge zu erzählen.

Es trug hier jeder still die Last seiner trüben Erinnerungen. Es lebte jeder wohl an dem Gedanken, daß der kluge Vorsteher, die milde Hausmutter ja ungefähr wüßten, was gegangen sei, daß nicht plötzlich eines Tages das zarte Pflänzlein der beginnenden Anerkennung für treues Dienen durch die grausamen Hagelschlossen einer Enthüllung zer schlagen, von dem Murren eines schleichenden Gerüchtes zerfressen werde.

Diese Zuversicht brachte Ruhe und neuen Lebensmut.

Wie allerlei Gedanken dem und jenem zu schaffen machten, das verrietten oft genug die Mienen und Geberden.

Wenn der Älteste der Hausgenossen, müde an den Stiel seines Werkzeuges gelehnt, ein wenig Atem holte, so starrte er gewöhnlich vor sich hin, schüttelte auch etwa fast unmerklich das welke Haupt, sei's über die eigene Torheit, sei's über die verkehrte Welt.

Hans Buchsholz aber konnte mitten in der Arbeit merkwürdig heftige und gewaltsame Bewegungen ausführen, mit der Axt auf den Pfahl, der eingerammt werden sollte, schlagen, daß die Splitter flogen, nachher das Werkzeug von sich werfen und die Faust ballen. . . Er dachte alsdann sicher an Hirsewil, den kurzen Liebestraum mit Annelise, den Hohn, der sich plötzlich gegen ihn ergossen hatte.

In unverfänglicher Weise von entschwundenen Tagen zu reden, dazu bot etwa am Feierabend ein Gang durch die Heimstätte, das ehemalige Herrschaftsgut, passenden Anlaß.

An der Ecke eines rechtwinkligen Beetes war noch ein verwittertes Standbild geblieben, ein Knabe, der Pfeil und Bogen trug. Jetzt reichte ihm üppiges Rübenlaub bis zu den Knien hinauf.

An der Mauer, die von der obersten nach der zweiten Terrasse des Gartens abfiel, war ein Drachenkopf über weitem Steinbecken angebracht. Trocken und rissig hing jetzt die Zunge aus dem Rachen, der früher Wasser gespien hatte.

Ein kellerartiges Verließ diente als Vorratsraum. Unter der Kruste von Erde, die allmählich an den Schuhen herangeschleppt worden war, unter Binsemmatten und Weidenbündeln verborgen lag hier eine Steinplatte mit Inschrift. Der Vorsteher wußte zu erzählen, daß die Rumpfkammer einst ein Kapellchen gewesen sei. Der letzte Gutsbesitzer habe hier sein einziges Kind, ein holdes Töchterlein bestattet, von den Gespielinnen sei das Grab mit Rosen überstreut worden. Der Herr selbst habe sich wenig um den Platz der Trauer bekümmert; denn ein harter und gottloser Mann sei er gewesen.

An diesen Bericht knüpfte der Hausvater noch eine Betrachtung darüber, wie das Glück der Welt wetterwendisch sei und wie das Böse allezeit den ihm gebührenden Lohn finde.

Die Zuhörer empfanden ob dem Gehörten eine große Befriedigung; sie hielten sonst die sittliche Weltordnung

für das Gesetz, das nur gegen Leute von geringer Herkunft streng sei. Jetzt hörten sie ein Beispiel anderer Art.

Und sie hausten in dem ehemals herrschaftlichen Schlosse; an diesem Abend wandelten sie stolz über die Terrassen und durch den kümmerlichen Rest des ehemaligen Parkes. Der Greis schlug und stemmte den Stock auf die Steinfliesen vor dem Hause, gebieterisch, wie es einst der Schloßherr getan haben mochte. Der Jüngling mit der Schärpe warf sich in die Brust und tänzelte zierlich in das Schlafgemach; Hans Buchsholz hielt noch Umschau nach dem Wetter. „Es könnte noch ein Gewitter geben,“ murmelte er und stieg das Treppchen hinab in den Garten, um auf die Fenster des Gewächshauses die Schutzbretter zu legen. Er wußte, daß sich die Vorsteherfamilie in solchen Dingen auf ihn verlasse.

Den friedvollen Stunden folgten auch wieder andere. Wie im Garten das Unkraut, so wucherten in den Hirnzellen dieser Irregeleiteten und Schwachen oft ganz unvermutet Mißtrauen, Neid, Gelüsten nach ungebundenem, von keiner Hausordnung beengtem Leben.

Der Lindenbrunner Garten eignete sich für die Spargelzucht. Da kam nun in der nahen Stadt die Mode auf, daß die vornehmen Damen selbst nach dem einstigen Herrschaftsgute hinausfuhren, um sich mit dem kostbaren Gemüse zu versehen. Bei dieser Gelegenheit stelzten sie im ganzen Garten herum und trieben durch ihre Aussetzungen und Vorschläge den Hausvater fast in Verzweiflung. Manche unter ihnen benahmen sich überdies recht hochmütig; sie rauschten an den Arbeitsleuten vorüber, ohne die gebotenen Grüße zu erwidern. Sie ärgerten insbesondere den Hans Buchsholz, indem sie nicht begreifen wollten, daß er selbstständig etwas zu verfügen habe. Wenn er dienstfertig herbeieilte, so bekam er nur die Frage zu hören: „Wo ist der Herr Vorsteher? Wir möchten ihn persönlich sprechen.“

Eine besondere Sorte unter diesen Besucherinnen bildeten die unverbesserlich Neugierigen, die nicht müde wurden, bald auf den, bald auf jenen der Gärtner zu zeigen und der Hausmutter ins Ohr zu flüstern. Ohne Zweifel war das die Frage: „Was hat er getan und warum hat er sitzen müssen?“

Waren sie der Unterhaltung überdrüssig, so nahmen sie mit flüchtigem Kopfnicken Abschied und ließen sich durch Kutsche oder Auto wieder zu einer andern Zerstreung führen.

Dieses Treiben ward für Hans Buchsholz jedesmal zu einer Versuchung. Da regten sich Erbitterung gegen die lieblosen Gerechten, Neid gegen die Besitzenden, eine Wut, die auf irgendeine gewaltsame Tat sann und zuletzt, nicht am wenigsten stark, eine scheel blickende Sehnsucht, wenn er die Autos leicht und pfeilschnell in die weite Welt mit ihren wunderbaren Dingen davongleiten sah.

Eines Tages kündigte der Vorsteher feierlich den Besuch eines vornehmen Fräuleins an. Sie werde aber, so führte er aus, nicht kommen, um Spargeln zu holen, sondern um die Hausgenossen zu begrüßen und einige herzliche Worte zu sprechen.

Hans Buchsholz rümpfte die Nase so unverhohlen, daß der Vorsteher das Zeichen des Mißfallens bemerkte und dem Unwilligen freundschaftlich auf die Achsel klopfte:

„Wartet nur ab . . . Ihr werdet dann schon sehen, wie es das Fräulein von Niedberg gut mit Euch meint.“

Aber Hans schien keineswegs überzeugt; er machte sich daran, ein Gartenbeet umzugraben. Festig stach er in die müde Erde und pfiß ein Sätzlein aus einem Gassenhauer vor sich hin.

Schließlich sah er dem Besuch doch mit einer gewissen Spannung entgegen. Er schaute im Geiste das Fräulein Niedberg, einmal als holde Märchenprinzessin, wie sie eintrete, strahlend in jugendlicher Schönheit, angetan mit lichthem Gewande, wie sie bei guter Laune ein wenig schäkern, dann wieder dem Blick entschwinden werde. Oder wiederum schwebte ihm das Bild einer Königin vor, einer gestrengen Herrin, die forschende, vernichtende Blicke nach den mit allerlei Makel Beladenen schleudern werde. Er wappnete sich schon gegen Vorwurf und Mahnung: „So hat Eine gut reden, die immer bekam, was sie brauchte und wollte, die nie einen vernünftigen Grund wußte, die zehrende Gewalt des Neides, der ungestillten Begehrlichkeit zu spüren.“

Eine Frage nahm ihn zum voraus besonders in Beschlag: „Warum nimmt sich dieses Fräulein die Mühe, uns aufzsuchen, sich um unsereinen zu kümmern . . . Sie wird angestellt, bezahlt sein dafür . . . Hätte es doch nicht nötig, wenn sie so reich und vornehm ist . . . also ist es nur eine Grille von ihr . . . Wunderlichkeit, wie man's an Herrenleuten gewohnt ist.“

(Schluß folgt in nächster Nummer.)



E. de Stoutz, Genf †: *Bewunderung.*

Steuerverhältnisse als Ursachen des Bauernkrieges von 1653.

Benutzte Hauptquelle: Hans Bögli: Der bernische Bauernkrieg in den Jahren 1641 und 1653.

Von A. Fankhauser.

Der schweizerische Bauernkrieg von 1653 stellt eine konservative Revolution dar, indem er keine andern Ziele kennt als die Wiederherstellung früherer Zustände, oder negativ gesagt: Aufhebung von mißliebigen Neuerungen, die das wirtschaftliche Leben der Bauernschaft schwer bedrückten. Die Staatsentwicklung bewegte sich von der Demokratie weg einer immer stärker ausgeprägten Aristokratie entgegen. Aber sie war noch im Fluß, das System erst im Entstehen, nicht mit allen seinen Folgen ausgebildet. Es konnte darum keine Rede sein von einer revolutionären Partei, die dem bankrotteten Staatssystem gegenüber Kritik und Verurteilung übte und ihre Kräfte für eine neue Staats- und Gesellschaftstheorie einsetzte. Es konnte daher nichts Verfehlteres geben, als die heutigen Bauernerhebungen in Rußland oder die Kämpfe des französischen Landvolkes vor hundert Jahren mit derjenigen von 1653 auf eine und dieselbe Linie zu setzen. Denn diese steht gegen jede Neuerung, jene wollen radikalen Fortschritt. Wenn Frankreich und Rußland als abgelebte Staaten zusammenbrachen vor dem Sturm der Massen, so widerstanden die eben erst erstarkenden Aristokratensysteme in der Schweiz damals erfolgreich den Bauern und brachten eine anderthalbhundertjährige Friedhofruhe über das Land. So grundverschieden verlaufen Revolutionen, die sich am Anfangsstadium eines

neuen Staatssystems gegen dessen Dasein erheben, gegenüber jenen, die das System in seinem überreifen Alter zu stürzen bestimmen sind. Diese Tatsache ist eine Naturnotwendigkeit. Das Gelingen der „konservativen Revolution“ dagegen wäre eine Sinnwidrigkeit.

„Inwiefern wurden die damaligen Steuerverhältnisse zu Ursachen der Revolution?“

Die obrigkeitlichen Rechte hatten sich entwickelt aus drei ursprünglichen Tributverhältnissen, denen alle Bürger des deutschen Reiches in höherem oder geringerem Maße unterworfen waren: Der Landesherr besaß seine eigenen Abgaben, der Gerichtsherr seine eigenen; schließlich auch noch der Grundherr. Im Frühmittelalter schon verflochten sich diese drei Gewalten in der mannigfachsten Weise. Wer alle drei in seinen Händen hatte, der war der Mächtigste; dem gegenüber stand der Untertan im einfachsten Verhältnis. Dem gegenüber ließ sich allenfalls eine Vereinfachung der Abgabenrechnung durchführen. Doch dieser Fall bestand sozusagen nirgends. Gewöhnlich steuerte ein Hof erstlich dem Grundbesitzer, der irgendein großer Adliger war. Sodann besaß er einen eigenen Herrn, der die niedere, einen andern, der die hohe Gerichtsbarkeit besaß. Außerdem war er zehntpflichtig: Ursprünglich an die Kirche; der Zehnten wurde aber wie ein Wertpapier gehandhabt und befand sich in den meisten Fällen gar nicht mehr in den Händen der ursprünglichen Besizerin. Schließlich forderte auch der Landesherr seine Steuern. Je nachdem nun ein Hof, eine Stadt, ein Gebiet von den Grundzinsen, dem Zehnten, der niederen, der hohen Gerichtsbarkeit oder gar der landesherrlichen Gewalt befreit war, um so freier war er. Das